

Tägliche Omaha Tribune

TRIBUNE PUBLISHING CO.—VAL. J. PETER, President.
1811 Howard Str. Telephone: TYLER 340. Omaha, Nebraska.
Des Moines, Ia., Branch Office: 407-6th Ave.

Preis des Tagesblatts: Durch den Träger, per Woche 10c; durch die Post, per Jahr \$5.00; einzelne Nummern 2c. — Preis des Wochenblatts: Bei strikter Vorausbezahlung, per Jahr \$1.50.

Entered as second-class matter March 14, 1912, at the postoffice at Omaha, Nebraska, under the act of Congress, March 3, 1879.

Omaha, Neb., Freitag, den 16. November 1917.

Flugzeuge im Dienst des Friedens.

Der New Yorker Aero Club trägt sich mit der Absicht, im Laufe des kommenden Jahres Flugzeuge zum Transport von Post und Gütern zu verwenden und zunächst fünf Routen zu etablieren, von denen vier den Dienst zwischen den Atlantischen und Stillen Ozean und eine den Dienst an der Küste des Atlantischen Ozeans übernehmen sollen.

Vor wenigen Jahren würde man ein derartiges Unternehmen noch für eine Utopie gehalten haben; die enormen Fortschritte, die das Flugwesen aber seit dem Beginn des Krieges gemacht hat, lassen die Ausführung eines derartigen Projektes aber vollkommen im Bereiche der Realität erscheinen, denn das Flugzeug wird ohne jeden Zweifel innerhalb weniger Jahre nicht nur als Transportmittel für Post und leichte Waren, sondern auch zur Beförderung von Passagieren ausgedehnte Verwendung finden.

Der Aeroplan hat dem Luftschiff seit dem Beginn des Krieges vollständig den Rang abgeliefert. Die Luftschiffe, auf die man zu Beginn des Krieges so große Erwartungen setzte, die Peppeline, haben sich nicht in dem Maße bewährt, als man erwartete. Die gewaltigen Dimensionen dieser Segler der Luft bilden an sich schon ein Hindernis, das bei widrigem Winde nur durch überaus kräftige Maschinen überwinden werden kann; außerdem ist die Füllung viel zu umständlich und zu teuer, als daß diese Luftschiffe jemals als praktische Transportmittel verwendet werden könnten. Eine kurze Passagierfahrt mit einem Jopelin wurde vor dem Krieg mit 200 Mark für jede Person berechnet, und die Gesellschaft kam dabei nur eben auf ihre Kosten, da die teure Füllung häufig ersetzt werden mußte, besonders wenn sich das Luftschiff in größeren Höhen bewegte. Die Höhe, zu der ein Jopelin, ohne zu viel Gas zu verlieren, aufsteigen kann, ist daher auch auf circa 6000 Fuß beschränkt. Das Ueberfliegen hoher Gebirgszüge würde sich aus diesem Grunde schon von selbst verlieren, während der Aeroplan zu irgend einer Höhe, in der noch genügend Luft zum Anheben ist, aufsteigen kann. Records von 22,000 und 23,000 Fuß sind wiederholt von Aeroplanen gemacht worden.

Was den Aeroplan aber erst zu einem praktischen Verkehrsmittel gemacht hat, ist die immense Erhöhung seiner Stabilität und Belastbarkeit. Ein höchstens zwei Passagiere wägen, außer dem Führer, noch nur wenigen Jahren als das Maximum der Belastung betrachtet, mit der ein Aeroplan aufsteigen konnte. Jetzt ist, vor kurzem erst, ein Aeroplan mit acht Passagieren von der Bundesluftfahrt nach New York geflogen. Die Belastung der neuen großen Kriegs-Aeroplane ist bereits auf mehr als eine Tonne gesteigert worden, und aus der bisherigen Entwicklung der Flugzeuge ist mit Sicherheit zu entnehmen, daß auch dieses noch lange nicht die Grenze bilden wird.

Man darf dabei nicht übersehen, daß die gegenwärtige rapide Entwicklung des Flugwesens lediglich auf kriegerische Zwecke zugeschnitten ist. Gätte man dieselbe Erfindungsarbeit mit demselben Eifer auf die Ausgestaltung des Flugwesens zu friedlichen Zwecken verwendet, so würden wir höchstwahrscheinlich schon jetzt Flugzeuge haben, die allen Anforderungen für einen sicheren und komfortablen Transport von Passagieren, sowie von Waren entsprechen. Die enormen Fortschritte, die die Flugzeuge in rein technischer Beziehung gemacht haben, sind die Erfindungen des Krieges zuzuschreiben; ihre Ausgestaltung für rein kommerzielle und Verkehrs-zwecke wird dem Frieden, und zwar in aller nächster Zeit vorbehalten sein.

Fremdsprachiger Unterricht in Elementarschulen.

Daß die Vereinigten Staaten unter der Einwirkung der Kriegssituation immer mehr und immer dringender der Tendenz der Einseitigkeit huldigen, wird leider durch ein soeben von dem Erziehungs-Bureau des Departements des Innern herausgegebenes Bulletin von neuem bekräftigt. Es gerät unsreinem Lande wahrlich nicht zur Ehre, wenn amtlich festgestellt wird, daß nur noch in 19 von 163 Städten mit 25,000 oder mehr Einwohnern fremde Sprachen unter dem siebenten Grade der Volksschulen gelehrt werden. In 12 dieser Städte wird außer der Landesprache immer noch ausschließlich Deutsch gelehrt; in dreien Deutsch, Französisch und Spanisch; in einer Deutsch, Italienisch und Polnisch, und in den drei übrigen Französisch und Spanisch, entweder eine von diesen Sprachen oder beide zusammen. Nur noch in ganz vereinzelten Städten wird die fremde Sprache in allen Graden, vom ersten bis zum achten, gelehrt, während in anderen der fremdsprachige Unterricht erst im fünften oder sechsten Grade beginnt. Und was endlich die Zahl der Elementarschüler betrifft, die immer noch an Deutschunterricht teilnehmen, so schwankt diese zwischen 40 in einer und 22,000 in einer anderen Stadt.

Aus den Antworten der Schulsuperintendenten, die auf ein Rundschreiben des Bundesbüros für Erziehungsfragen eingegangen sind, ist ersichtlich, daß die Schulverwaltungen es zumeist mit großer Geschicklichkeit verstanden, sich der gegenwärtig durch das ganze Land gehenden Stimmung anzupassen. Vergleichend ist in dieser Hinsicht die folgende Beurteilung eines Superintendenten aus California: „Vor dem Kriege war ich im Zweifel, ob ich kommen in die Lage der Überzeugung, daß unsere öffentlichen Schulen „eine Nation, eine Sprache, eine Flagge“ lehren sollten. Das Leben einer fremden Sprache unter dem siebenten Grade bezweckt nichts, als Amerikaner der zweiten Generation eine sentimentale Anhänglichkeit an das Stammland zu erwecken.“ Ein Kollege von ihm aus Illinois führt in dasselbe Horn, wenn er die Weisheit predigt: „Die öffentlichen Schulen sollten nicht dazu beflüssigt sein, den Gebrauch einer fremden Sprache in der Familie und das Festhalten an ausländischen Gesichtspunkten zu dauernden Einrichtungen zu machen.“

Ein Zeichen der Zeit ist es, daß der Bericht mit einer Art Bemerkung auf die vom erzieherischen Standpunkt bedauerliche Tatsache des Rückgangs in der Zahl der Deutschschüler in dem deutschen Cincinnati von 13,800 im vorigen auf 7,000 im gegenwärtigen Schuljahre hinweist. Er ist jedoch ehrlich genug, einzuräumen, daß diese eine Folge der systematischen Agitation gegen das Deutsche sei, das dort in sämtlichen Graden seit 76 Jahren gelehrt werde.

Und noch ein autistisches Zugeständnis, das in dem Bulletin enthalten ist, sei hiermit gebührend festgenommen. Unter Pädagogen und Männern, die im öffentlichen Leben stehen, heißt es, herrsche durchweg Hebererkenntnis, daß auch in der Zeit des Studiums des Deutschen in „High Schools“ und Colleges in seiner Weise beeinträchtigt werden dürfte, denn — wie älteren mütterlich — „eine Kenntnis der deutschen Sprache ist gegenwärtig wichtiger als vor dem Kriege.“

Vor sechzig Jahren!

Erinnerungen an eine Zeit, die für unser Land eine gar schlimme Zeit war, finden wir in einem New Yorker Blatte angeführt. Verzeihe die Erinnerung. Es war im Jahr 1857. Das Land hatte eine ganze Weile fester Jahre hinter sich. Alles rührte die große Prosperität. Handel und Gewerbe blühten, und die Lagerhäuser konnten den Erdbeugen des Jahres kaum fassen. Aber das Kreditwesen war derart ausgebeutet worden, daß es nur eines Antistes bedurfte, um das schillernde Prosperitätsgebäude zum Zusammenbruch zu bringen.

Ein bis dahin als außerordentlich sicher geltende Bankinstitut, das mit einer für die damalige Zeit geradezu enormen Schuldenlast von sieben Millionen Dollar Bankrott machte. Dann folgte eine allgemeine Panik, die sich von New York aus über das ganze Land erstreckte. Es fröhen und purzelte an allen Ecken und Enden. Bankrott folgte auf Bankrott, und die Banken wurden derartig überlaufen, daß sie die New Yorker Letztgelahr zur Erlassung eines besondern Gesetzes veranlaßten, durch welches die Zahlung in klingender Münze auf ein Jahr suspendiert wurde.

Wie gelangt die Panik, welche in New York begann, trat fast gleichzeitig in allen Großstädten und in allen Staaten der Union auf, sie

OATH OF ALLEGIANCE: "I hereby declare, on oath, that I absolutely and entirely renounce and abjure all allegiance and fidelity to any foreign prince, potentate, state or sovereignty of whom I have heretofore been a subject, and that I will support and defend the Constitution and laws of the United States of America against all enemies, foreign or domestic, and that I will bear true allegiance to the same."

griff auch hinüber nach Europa. Die von der Panik erlösten amerikanischen Fabriken schlossen ihre Werkstätten. Tausende und Tausende von fleißigen Arbeitern fanden nicht mehr zu tun und gerieten in das durchdringende Elend. In New York, der volkreicher- und industriereichsten Stadt des Landes, war das Elend ganz besonders groß. Die hungernden Arbeiter verarmelten sich in den Parks, schrien nach Brot und drohten, es sich mit Gewalt zu beschaffen. Viele von ihnen, die nicht so gewalttätig waren, kamen still im Elend um — sie verhungerten und erstickten.

Die Situation wurde immer gefährlicher, da die hungernden Massen die Aufmerksamkeit erregten, daß die eigentlichen Urheber ihres Elendes die gewissenlosen Spekulanten und Rohmaterialhändler, welche mit ihren Vorräten zurückzuziehen, seien. Sie drohten alle Läden und Lagerhäuser zu stürzen. Die New Yorker Stadtverwaltung begann mit Ratfaharbeiten, besonders im Central Park, der damals gerade angelegt worden war. Es wurden Subventionen erteilt und viele Gesellschaften gegründet, um den Armen und Elenden zu helfen. Aber all diese Unternehmungen erwiesen sich nicht als genügend, um der allgemeinen Not zu steuern.

Und während das Volk dort hungernd, waren die Lagerhäuser im Westen mit Getreide und anderen Feldfrüchten überfüllt. Es hatte eine glänzende Ernte gegeben, aber der Ertrag derselben begann zu verstreuen, denn es fehlte an Geld, um den Transport zu bezahlen, Geld war immer noch im Ueberflusse vorhanden, doch diejenigen, welche es besaßen, hielten es fest. Nachdem sie es aus den Banken gezogen, verschloffen sie es dabei in den Kassetten, und die weniger Begüterten suchten es unter den Matratzen zu verbergen, sie hielten es in den hinteren Schrank, weil sie glaubten, dies sei der einzig richtige Aufbewahrungsort.

Erst im Frühling des nächsten Jahres begannen sich allmählich die Verhältnisse zu bessern. Nach und nach wurden die Arbeiter in den Werkstätten wieder aufgenommen und die Banken begannen wieder ihre Zahlungen zu machen. Das Vertrauen erwachte wieder; es dauerte aber Jahre, bis einigermassen normale Zustände in Handel und Industrie eingetreten waren. Im Jahre 1857 soll die gesamte New Yorker Handelswelt die Hälfte ihres Vermögens eingebüßt haben. Wie viele Firmen damals überhaupt aufgelöst wurden, läßt sich heute gar nicht mehr feststellen. Das war vor sechzig Jahren. Es ist lehrreich und interessant, die verguldeten Blätter der Geschichte nachzulesen.

Bedauerliche Ausschreitungen!

Eine Anzahl Frauenrechtlerinnen, Vertreterinnen der Propaganda der Zeit, haben durch einen Skandal, den diese Frauen in Washington provozierten, wieder in unheimlicher Weise von sich reden gemacht. Einmündig die die Suffragetten belagerten das Weiße Haus, und als sie dort wegen Verleumdungen verhaftet und später gegen Bürgschaft auf freien Fuß gesetzt worden waren, drangen sie gewaltfam in das Gebäude ein, überwältigten mit Hilfe von fünfzig anderen ebenso freizügigen Damen die Wächter und brachten Fräulein Alice Paul, die in dem Gebäulich eine Hungerstreik inszenierte, eine Ovation dar.

Derartige Ausschreitungen sind nicht allein gesetzlos, sondern auch völlig unmoralisch und können der Sache des Frauenstimmrechts nur schaden. Die Frauen benötigen sich offenbar, das Beispiel ihrer Schwestern in England nachzuahmen, wo Gewalttätigkeiten, Verführung von Eigentum und Hungerstreik seitens der Suffragetten an der Tagesordnung waren.

Sie vergessen aber dabei, daß die Verhältnisse hier wesentlich anders als in England liegen und daß hier, wie die letzte Wahl in New York gezeigt hat, die Frauen ihre Zukunft weder zur Gewalt, noch zu Ungehorsamkeiten zu nehmen brauchen, um

ihre Ziel zu erreichen. Sie scheinen die Sache auch mehr als Sport, als wie im Ernst zu betreiben und sich den Heiligenschein als Märtyrerinnen auf billige Weise erwerben zu wollen.

Was kann dadurch gewonnen werden, daß die Frauen Demonstrationen vor dem Weißen Hause veranstalten oder daß sie in den Gefängnissen, in die sie ihr ungelegentliches Treiben gebracht hat, Skandalisierungen aufziehen? Sie entfremden sich dadurch nur die Sympathie des Publikums, das derartige Ungehorsamkeiten unter keinen Umständen billigen wird.

Verwendete Werte!

Eine gründliche Ausnutzung aller unserer Landesprodukte würde in dieser Zeit, wo der Mangel schon an vielen Orten besteht, vielleicht von ebenso großer Bedeutung sein, wie die durch Sparmaßnahmen und Einschränkung des Verbrauches eingetretene Konterierung.

Es geht immer noch viel zu viel in den Abfall, nicht allein in den Haushaltungen, sondern auch in den großen Betrieben.

Der Mangel an Kohle zum Beispiel macht sich jetzt in jedem Haushalte fühlbar. Kohle ist mir schwer zu erhalten und zu einem recht hohen Preise, wenn man sie überhaupt bekommen kann, denn die Förderung hält mit dem durch die Verhältnisse enorm gesteigerten Bedarf nicht gleichen Schritt.

Tabei liegen Hunderttausende von Tonnen, die zu wahren Bergen aufgeschichtet, als wertlos betrachtet werden, weil der Einfuhr eines jeden amerikanischen Kohlenbergwerks, und es scheint niemand daran zu denken, daß dieser Abfall mit geringerer Mühe zu einem Brennmaterial gemacht werden kann, das an Heizkraft der Stückholze keineswegs nachsteht.

In Europa hat man diesen Abfall der Kohlenbergwerke schon seit vielen Jahren in nutzbringender Weise verwertet, indem man daraus Presskohle, sogenannte Briquets, macht, die nicht nur in den Haushaltungen, sondern auch in industriellen Betrieben und zur Heizung von Lokomotiven in großem Umfange verwendet werden und die sich als billiges und praktisches Heizmaterial vortrefflich bewährt haben.

Es bedarf durchaus keiner kostspieligen Anlagen zur Herstellung von Briquets, und wo es an männlichen Arbeitskräften fehlt, können die Arbeiter durch Frauen geleitet und die Berge von Kohlenstaub, die den Gruben jetzt nur im Wege sind, nutzbringend verwendet werden.

Dr. W. D. Todd.

Unter den erstklassigen Zahnärzten dieses Landes stellt sich Herr Dr. W. D. Todd eine führende Stellung ein. Er ist der Erfinder der bereits weitbekannten Todd Porzellanzähne, die sich bereits in den weitesten Bevölkerungsschichten eingebürgert haben. Jedermann weiß, oder sollte es wenigstens wissen, daß die Erhaltung und das Vorhandensein der Zähne für die Gesundheit unerlässlich ist. Die von Dr. Todd erfundenen Porzellanzähne werden allen an sie gestellten Anforderungen gerecht und ihr Schöpfwerk enthält beinahe täglich Anerkennungsschreiben von den hervorragendsten Zahnärzten des Landes, die ihn zu seiner Erfindung gratulieren. Eine aus solchen Jahren hervorgehende Zahnbrücke verleiht absolute Reinheit des Mundes, da die Brücke derartig arrangiert ist, daß sich keine Speisereste festsetzen können, wodurch Mundfaule und überwiegender Atem-Verkeimung wird. Auch wird der Gaumen nicht angegriffen und die Zähne sind derartig gefestigt, daß sie jedem Naturzahn weitens angesetzt werden können.

Durch seine Nüchternheit hat sich Herr Dr. Todd bereits einen großen Ruf erworben und war in der letzten Zeit zweimal gezwungen, seine Geschäftsräumlichkeiten, 403 Brandeis Gebäude, zu vergrößern, so daß die selben jetzt zu den größten und bestausgestatteten Ateliers dieses Landes zählen dürfen werden müssen. Wir möchten unseren Lesern zum Schluß noch sagen, daß Herr Dr. Todd für seine wirklich erstklassige Arbeit tatsächlich sehr mäßige Preise berechnet.

Niemand breute jemals den Ankauf guten Farmlandes!

Der Ankauf von Farmland zu einer Zeit, wo dasselbe billiger war, hat noch keiner Person geschadet.

Macht es Euch zur Gewohnheit, die Farmlandanzeigen in den kostigsten Spalten der Omaha Tribune auf Seite 6 genau zu lesen. Bieleicht finden Sie Ihre Farm schon unter den heutigen Anzeigen. Überzeugt Euch!

In einem Spiegel.

Von Gemma Berger (Stockholm).

In einem veränderlichen Apriltage kam ich während eines Aufenthaltes in einer fremden Stadt in ein großes Café.

Ich setzte mich hinter einen Wandschirm, wo ein kleiner Marmorisch und ein rotes Sofa mich an ein altes Café in meiner Vaterstadt erinnerten. So müde und abgesehen war ich, daß ich erst noch mehreren Wärmern gegenwärtig wurde, daß sich neben mir ein kleines Fenster befand. Eigentlich war es nur ein vierfüßiges Stück mit einer Glascheibe und einer Samtgardine; auf der Fensterbank lagen einige Zeitungen. Es ging zu einem Vergnügungs-Etablissement zu führen schien, einem Volkspart oder dergleichen. Hohe Gittertüren verbanden eine Mauer, und beim Hinausgehen des Einganges stand ein Mann in blauer Livree und zerknirschtem Gesicht.

Als ich gesehen hatte, verließ ich das Fenster, und blüdete in einigen abgerissenen Zeitschriften, als plötzlich ein Donnerstschlag ertönte, ein weißblauer Blitz die Dämmerung durchschneidte und ein Hagelregen gegen das Fenster projizierte.

Draußen auf dem Platz war es leer. Der Billetmann war verschwunden, das Gitter verschlossen. Aber eben so schnell, wie das Aprilwetter gekommen war, verschwand es wieder, und die Sonnenstrahlen brachen mit doppeltem Glanz durch die geringelte Umfassung.

Da erachte ich, als ich durch das kleine Fenster blickte, auf der Mauer, auf der anderen Seite des Platzes, einen Spiegel. Das heißt, es war kein Spiegel, sondern ein großer schwarzes Glasstück, dessen Goldbeschlag in vier Beugungen nicht zu sehen waren. Der Hintergrund aber, der vor dem beschriebenen wurde, spiegelte in klaren Linien die Welt zurück auf den Platz einmündende Straße, die ich von meinem Sofa aus nicht sehen konnte.

In dem spiegelnden Glasstück sah ich den ganzen Verkehr wie ein lebendes Bild — Fußgänger, Fahrzeuge, Räume und Häuser.

Und gleichzeitig machte ich eine Entdeckung. Neben dem Schild war ein kleines, vierfüßiges Fenster, nicht viel größer, als mein eigenes Ausguckloch.

In der Dämmerbeleuchtung der schwindenden Nachmittagsstunde räumte es ein kleines, blaues Frauengesicht ein — eine Kamee in Glendinen, gegen einen bunten Hintergrund.

Pflichtlich verständig das Kameragesicht. Der schöne Kaden deutete sich und wurde von dem unteren Rand des Fensters verdeckt, als ob sich eine Pallast geöffnet hätte.

Jetzt betrachtete ich die Mauer genauer. Sie war offenbar die Grenze des Parkgebietes. Ich stellte mir vor, daß das vierfüßige Fenster zu einem Billeto- oder Verwaltungs-Comptoir gehörte, und darin wurde ich durch ein Bündel Redenungen bekräftigt, das an einem Nagel an der Wand hing. Außerdem war ein Leberzieher der einzig sichtbare Gegenstand.

Ich hatte die Hoffnung, das Kameragesicht jemals wiederzusehen, schon aufgegeben, als ich es von neuem erblickte, jetzt aber von vorn. Es war nicht mehr so linienrein — die Mundwinkel waren herabgezogen, die Stirn hoch gehalten, und unter den Augen lagen die Schatten von Kummer und schlaflosen Nächten.

Trotzdem aber fesselt es. Sie sahle aufmerksam über die Straße, vielleicht mit einer gewissen Unruhe, denn ein paar mal drehte sie den Kopf höflich und wie erdreht nach hinten, um zu horchen oder zu beobachten, ob jemand sich näherte.

Nach dem spätere sie? Ihre Augen schienen grau, unmerklich groß.

Jetzt sah ich in das spiegelnde Glas. Auf dem Fußsteig räumte es von Menschen, an der Seite hielt ein rotes Automobil.

Ich blickte zum Eingang. Der Billetmann stand wieder auf seinem Posten.

Nein. Sie sahle jetzt, und dieses Lachen erhellte das blaue Gesicht wie einen Mondes, aber es galt dem jungen Mann neben der Linde. Im selben Augenblick fiel mir ein, daß die Mauer einen Winkel bildete, so daß sie von ihrem Fenster aus nur das Stück Fußsteig mit der Linde und nicht das Automobil sehen konnte.

Was tat der Sportjüngling? — Er tat etwas ganz Unbeachtetes. Aus einer Tasche hatte er einen Brief gezogen, den er erst mit einer wilden und drohenden Gebärde hochhielt und schüttelte, und darauf heftig in kleine Stücke zerriß. — Ein Vorbeizugender drehte sich nach ihm um, und ein paar Straßenjungen blieben stumm hinter seinem Rücken stehen. — Das junge Mädchen am Fenster aber fing an zu weinen.

Leber die Scheibe des Fensterfensters huschte jetzt ein Lichtstrahl. Er kam von drinnen und verhielt sich sofort wieder. Ich begriff, daß im Hintergrund des Zimmers eine Tür geöffnet und wieder geschlossen worden war.

Und ganz richtig: im nächsten Augenblick erschien das Gesicht des Braubarts am Fenster. Er machte eine schredende Grimasse und zeigte seine Zähne. Darauf aber sah ich, wie eine Hand im braunen Handschuh brutal den Kameraden packte und das junge Mädchen zurückschleuderte. Dann wurde das Fenster wieder leer, und ich sah nur das Bündel Redenungen, das im Luftzug flatterte.

Ich merkte, daß ich mich geirrt hatte. Meine Augen aber suchten begierig das Glas. Seit der jungen Mann gesehen, was ich zugetragen?

Ja, er hatte alles gesehen. Er stand wie versteinert neben dem Baum und starrte auf das Fenster. Nichts aber kam Leben an ihn, er schlug sich mit der Hand vor die Stirn und legte mit langen Sprüngen, richtigen Pantierschritten, quer über den kleinen Platz, fürzte auf die Gittertüre zu und wollte sich in jugendlicher Raserei, ohne Blick hineindrängen.

Der Uniformierte hinderte ihn daran, einzugreifen. Aber es mußte ihm nichts, schließlich gab der junge Mann ihm einen fünfzigfachen Gegen die Brust, daß er zurücktaumelte und die betrefliche Mühe verlor.

Der Billetmann sah während noch dem strengen Einbringling, aber er schlug in die Luft, denn dieser war mit togenleider Lebendigkeit über den Zählapparat geprüngelt und nach rechts in den Park gestürzt. Einen Augenblick stand der Portier sprachlos über die Freiheit, darauf aber sah er sich, und ohne an seine Mühe oder den unbewachten Eingang zu denken, rann er hinter dem Wahnsinnigen her. In einer Sekunde waren beide verschwunden.

Ich sank auf mein Sofa zurück, denn in der Erregung des Augenblicks hatte ich mich erhoben. Jetzt suchte mein Auge zuerst das Fenster, aber es war noch immer leer, und dann in den Spiegel. War es möglich, daß der Kruzifix unbemerkt vorübergegangen war? Nein, ich sah einen Haufen Herumtreiber auf dem Fußsteig stehen, die mit gestreckten Händen und offenen Mündern gafften. Doch glaube ich, daß die meisten nicht genug gesehen hatten, um den Ernst, der dahinter lag, zu verstehen, denn es wurde albern gelacht, und ein Schutzmann, der plötzlich auftauchte, zerstreute die Menge bald.

Ich verankert in Gedanken und konzentrierte eine Novelle aus dem eben Erlebten. Sie lag ja auf der Hand.

Als ich mich vorhin einen Augenblick aus dem Fenster geirrt hatte, um besser zu sehen, war mir ein Gedächtnis über dem Eingang ins Auge geschlagen, auf dem in Blau und Weiß Olympiagarten stand. Das Vergnügungslotale hieß also Olympiagarten und gehörte dem grabwürdigen Herrn. In seinem Comptoir arbeitete ein kleines Schreibmädchen, eine blonde, hübsche, eine kleine blaße Proletariatstochter. Der Direktor war verheiratet — natürlich, und mit dem Recht, das bergleichen Arbeitergehalt zu nehmen pflegen, hätte er sie verheiratet... das war klar... ich hatte ja die bligenden Ringe an ihren Händen gesehen. Sie aber liebte einen anderen — einen Spiegelgärtner aus dem Hinterhaus. Was machte er sein? Sagen wir, Angehöriger in einem großen modernen Warenhaus. — Veracht, Entbedung, Katastrophe. Eine sehr einfache und alltägliche Geschichte.

Ich konnte meine Gedanken und meinen Blick nicht von dem kleinen Fenster in der Mauer losreißen. Was ging dort vor? In dieser Stille lag etwas Beunruhigendes. Die Fensterhülle war blank und leer, mit dem zerstreuten Papierbündel und dem photographischen Gebläse lag. — Ich glaube bestimmt, Herr Direktor, daß der Biograph des Olympiagarten den neuen Film am Samstag zeigen kann, und daß er ein Riesenerfolg wird. Denn er ist ja wie das Leben selbst!

Der Direktor rief entzückt: „Eine Lage Münchener Bier“ das haben wir verdient...“ Ich bezahlte und ging erleichtert in den munteren Vorfrühlingsboden hinaus.

„Nun — nun — nun?“ riefen sie durcheinander. „Er ist ausgeglichen geworden. Jetzt ist es zu dunkel, um *retrospektiv* aber morgen machen wir ihn fertig. Auch der Apparat im Garten hat vorzüglich gearbeitet, wie mein photographischer Gebläse sagt. — Ich glaube bestimmt, Herr Direktor, daß der Biograph des Olympiagarten den neuen Film am Samstag zeigen kann, und daß er ein Riesenerfolg wird. Denn er ist ja wie das Leben selbst!“

Der Direktor rief entzückt: „Eine Lage Münchener Bier“ das haben wir verdient...“ Ich bezahlte und ging erleichtert in den munteren Vorfrühlingsboden hinaus.

Ein Blick in den schwarzen Spiegel. Wahrhaftig! Dort hielt ein flüchtiger typischer schwarzer Stranzenmann, mit rotem Kreuz auf schwarzem Felde.

Ich sah in das Glasstück. Zwei Straßenjungen zogen auf den Eingang. Einige Frauen waren hinter ihnen stehen geblieben. Auch vom Schutzmann sah ich einen Schimmer. Die Sonne schien hell, war aber im Sinken.

Da geschah etwas. Ein schwarzer Herr tauchte wie aus einer Wolke auf. Ich nehme an, daß er einer Droschke entstiegen war, die ich nicht sehen konnte, denn er lag wie von einer Treppe oder einem Wagentritt herantretend.

Es mußte eine Persönlichkeit von Bedeutung sein, denn der Schutzmann stand stramm und führte die Hand zur Mütze.

„Wahrscheinlich ein Arzt,“ dachte ich. Ich blickte zum Eingang. Wichtig! Da kamen sie — eine junge Profession.

Noran ein Mann im Kaufschiff, der Portier, der eine Seitentür im Hinterhof.

Darauf eine Krankenbahr, die zugedehnt war. Ich wunderte mich, wo man sie so schnell herkommen hätte. Dann der Braubart und das junge Mädchen. Also —

Der Liebhaber wurde fortgetragen! Das Schlaggeblöde stand auf einer gemächlichen Höhe von Individen.

Ich guckte in das Glasstück. Auf dem Fußsteig drängte sich eine große Menschenmenge. Der Trauerzug postierte in beachtenswerter Ordnung.

Wie sich das Ganze auflöste, weiß ich nicht. — Einige wie vorhin beim Gedächtnis hatten sich die Kellner vor den Caféschreibern angeordnet, und sogar einige Wästel trugen ihnen Gesellschaft. Es behagte mich peinlich, ihr cynisches Gelächter und ihre verächtlichen Bemerkungen zu hören.

„Das ist das sogenannte Leben,“ sagte ich laut und bitter.

Ich sank auf mein Sofa zurück. Ich fand mich in einer unbeschreiblichen Gemütsverwirrung. Eigentlich war ich wieder jung und durstig geworden, aber der Aufenthalt in dem Café war mir verleidet. — Ich klopfte.

Neuer aber der langsame Kellner auf mein Klopfen aufmerksam geworden war, hatte sich etwas Unentschiedenes ereignet.

Im Hintergrunde des Cafés, das jetzt von Kellnern erleuchtet war, wurde eine Tür geöffnet, und zu meinem Erstaunen, um nicht zu sagen, Entsetzen, trat der junge Mann herein, den ich eben erst für tot verurteilt gehalten hatte. Er sah etwas müde, aber nicht weiter mitgenommen aus.

„Wo ist der bestellte Tisch?“ rief er. Ein Kellner eilte auf ihn zu. „Hier — bitte hier!“ rief er, und zeigte auf einen Tisch ganz in meiner Nähe.